

Fridolin Hofer zu seinem 100. Geburtstag

Autor(en): **Lanz, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins
Zentralschweiz**

Band (Jahr): **114 (1961)**

PDF erstellt am: **08.12.2019**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-118535>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fridolin Hofer

zu seinem 100. Geburtstag

Von Ernst Lanz

Dankbarkeit und Verpflichtung gegenüber innerschweizerischem Geistesschaffen sind es, die uns in kritischer Würdigung Rückschau halten lassen auf den vor 100 Jahren geborenen Luzerner Lyriker. Nicht sehr einfach ist es freilich, auf gedrängtem Raum dem 1940 Verstorbenen Ort und Rang zuzuweisen. Die Aufgabe stellt sich umso schwieriger, als in den letzten Jahren eine beachtenswerte Freiburger Dissertation aus der Feder von Dr. F. Bachmann und Hofers umfangreiche Briefschaft wertvolles Material und neue Blickpunkte erschlossen haben.

Vor Jahrzehnten noch glaubten nicht wenige, in ihm einen typischen Sonntagspoeten, bestenfalls einen Luzerner Heimatdichter sehen zu müssen, und einzelne Phasen in seinem Leben und Werk schienen vorerst diese Vermutung zu betätigen. Denken wir zum ersten daran, daß Hofer über 70 Jahre auf Luzerner Boden verbracht und zum andern nicht selten die engere und weitere Heimat besungen hat.

Leben

Am 21. des Weinmonats 1861 wurde Fridolin Hofer im seeumspülten Meggen in ein ländlich-handwerkliches Milieu hineingeboren und zusammen mit einer großen Zahl von Geschwistern dem Willen seiner Eltern gemäß erzogen zu Anspruchslosigkeit und Demut. Dennoch blieb zu übermütigem Spiel Raum genug. Nicht ungerne gedachte der reife Lyriker dieser glücklichen Zeit, sich des naturnahen Treibens nochmals und immer wieder erfreuend, so etwa im Sonett.

Aus den Knabenjahren

Du plauderst lieb von unsern Knabenspielen.
Ja damals, gelt, da stellt ich meinen Mann,
der springend, kletternd manchen Preis gewann
und sicher mit der Armbrust konnte zielen.
Du lerntest früh nach schönen Mädchen schießen.
In dieser Kunst warst du mir weit voran;
doch gleicherweis erlagen wir dem Bann
des schicksalsvollen Wunderkrauts der Nielen.

Und, weißt du, wie wirs auf der Weide trieben,
wie keck das böse Rind ich packt am Schwanze,
das brüllend, hornend gern mich hätt zerrieben?

Da loderte mein Mut im hellsten Glanze,
bis, o der Tücke, mit zwei Geißelhieben
der Hirt ein Halt gebot dem wilden Tanze.

(aus «Festlicher Alltag»)

Dem Stadtkaplan Niklaus Hofer ist es zu verdanken, daß der hochtalentierete Neffe Fridolin geschult wurde, statt, wie die Umstände es geboten, weiterhin seine reichen geistigen Gaben in der lärmigen Einförmigkeit einer Fabrik untergehen zu lassen. Der 16-jährige durfte das kantonale Lehrerseminar in Hitzkirch besuchen: ein bedeutender Wendepunkt in seinem Leben. Da weitete sich sein Horizont. Schöngeistiges nahm er erwartungsfroh in sich auf: vorab die deutsche Literatur und hierin die hervorragendsten Vertreter der Romantik gruben in der empfindungsstarken Seele tiefe Spuren. Der damalige Seminardirektor Kunz wurde Hofers poetischer Begabung gewahr und nahm sich seiner menschlichen und dichterischen Entfaltung väterlich an. Kann es verwundern, daß wenig später der nach Buchrain verpflichtete Junglehrer seinen ersten Gang zum Parnaß dem Schutz des Seminardirektors empfahl? Dieser anerkannte in der Würdigung der hoferischen Fabulierkunst eine gewisse Originalität im Ausdruck und der Art des Empfindens, verfehlte indessen nicht, Unstimmigkeiten im Versbau und in der Thematik eine fühlbare Abhängigkeit von der deutschen Romantik zu bemängeln. (Dir. Kunz an F. H. 30. 7. 1885).

Mit Rücksicht auf sein körperliches Befinden mußte der 24-jährige den öffentlichen Schuldienst quittieren, froh der modrigen Stube entfliehen zu dürfen. Das Wallis, dann die Provence und Siena brachten die notwendige Entspannung und sättigten fürs erste den Bildungshunger. In die Schweiz zurückgekehrt war hier seines Bleibens nicht lange. Nach einem Jahr schon kündete er den Lehrauftrag an einem luzernischen Sprachinstitut auf. Die toskanische Aristokratenfamilie Lawley rief ihn nach Florenz, wo er mit der Erziehung des frühverwaisten Carlo betraut wurde. Und hier nahm sein Leben zum zweiten Mal eine entscheidende Wende. 7 Jahre brachte Hofer in einem standes- und kulturbewußten Milieu zu. Hier begegnete seine kleinbürgerliche Lebensform weltmännischem Stil. Deutsche Kulturbilder vergangener Jahrhunderte fügten sich nunmehr richtig proportioniert in das Konzert geistiger Höhepunkte des europäischen Schaffens. Mit seinem Zögling drang er in die westeuropäischen Sprachen und Literaturkreise vor. Dokumentarisch ergänzt und vertieft wurden diese Kontakte auf Reisen durch Italien und die Schweiz. Wer vermag abzuschätzen, bis in welche Tiefen sich das Weltbild unseres Innerschweizers in diesen Jahren gewandelt hat, besonders, wenn man über Hofers sprachlich literarische Interessen hinaus seine Leidenschaft für Kunstgeschichte in Rechnung stellt, was aus einer Reisebuchnotiz vom 9. Sept. 1888 deutlich hervorgeht: «In Perugia abgestiegen führte uns ein Zweispänner nach der Kirche San Pietro, die des Interessanten sehr viel bietet. Die Säulen datieren von der Zeit der Etrusker. In der Sakristei bewunderten wir mehrere Gemälde von Perugino und ein in Stein ausgeführtes Gemälde nach einer Zeichnung von Overbek. Die Chorstühle sind von Raffael gezeichnet und von einem seiner Schüler kunstvoll ausgeführt». Erschüttert muß ihn diese Prachtfülle haben, dringt doch die Ergriffenheit wohl 30 Jahre später als lebendige Erinnerung wieder ins Bewußtsein des nunmehr vom bäuerlichen Dasein Geformten, als Erinnerung, die von den heimischen Nußbäumen symbolhaft eine Brücke schlägt zur geschichteschweren Welt römischer Marmorpaläste.

Die Nußbäume

Liebliche meiner Bergeinsamkeit,
o wie füllt ihr die Seele mit Wohlgefallen:
Alabaster die Stämme, die Kronen — und schattend breit
das schöne Oval der Blätterhände!
Berge versinken; aufblaut der Himmel; das Meer glänzt weit.
Mir ist, ich wandle in südlichem Gelände
durch Tempelhallen.

Denn eurer Ahnen sonnenselige, klare
Heimat war Italien. Dort um das wunderbare
Bildwerk in Trümmern, heiligen Marmors Gestein,
schlangen die Wurzeln sie, umrankt vom blühenden Wein.
In ihrem Schatten ruhten die Ziegenherden,
die langgehörnten; mit zottigem Vließ.
Und es geschah, daß der Hirt, am grellen Mittage
vom Dämon bedrängt, auf einem verwitterten Fries
erschauernd sah lebendig werden
die kindersäugende Wölfin der Sage . . .

Liebliche meiner Bergeinsamkeit,
o wie füllt ihr die Seele mit Wohlgefallen!

(aus «Daheim»)

Fast in jedem seiner Gedichtbändchen läßt Hofer den Süden aufleben, bald in biographisch-anekdotescher Färbung, dann wieder aus geistesgeschichtlicher Schau heraus. Diese Sonderstellung der Italienjahre ist umso vermerkwürdiger, als die weiteren Auslandsaufenthalte in Deutschland, Österreich, Frankreich, Belgien und der Niederlande auf seine Dichtung thematisch ohne Wirkung geblieben sind.

Nach Erfüllung seines Lehrauftrages zog es den ewig Fern- und Heimwehkranken zu seinem Bruder nach dem luzernischen Eschenbach, wo der an Herz und Augen Geschwächte wieder gesunden sollte. Es blieb bei der Hoffnung! Dieses körperliche Befinden war mit schuld daran, daß es Hofer trotz vielfacher Ermunterung von außen her und wiederholten eigenen Gelüstes nie vergönnt war, weitgreifende Prosawerke in Angriff zu nehmen, sehr zu seinem Leidwesen, wie aus der folgenden Briefstelle hervorgeht: «Aufrichtig gesagt, hätte ich meine «Sach» schon vor vielen Jahren auf die Novelle

gestellt, wenn ich nicht immer für meine Augen hätte bangen müssen». (F. H. an Süëß 22. I. 1914).

1897 trieb Hofer Studien an der Sorbonne, plante einen Englandaufenthalt, kehrte dann aber unvermittelt zu seinem Bruder zurück, der sich inzwischen als Landwirt auf Ludigen bei Römerswil niedergelassen hatte. Hier, in ländlicher Zurückgezogenheit, bei bäuerlichem Tun und dichterischem Schaffen wollte Hofer den Rest seiner Tage zubringen. Mit diesem wiederum freiwillig getroffenen Entschcheid setzte er seiner Studienzeit ein plötzliches Ende und leitete damit die dritte und wohl bedeutungsvollste Phase seines Lebens ein: die der dichterischen Reife. Ab und zu durchbrach er die Enge seiner Klausur, einmal um Kunstgalerien in Belgien und Holland aufzusuchen, ein andermal um durch österreichische und deutsche Lande zu streifen. Nach kurzen Wochen reichen Erlebens zog es den Kunstbegeisterten immer wieder mit geheimer Gewalt heimzu. In einem Dachstübchen, wo eben noch mahlreife Frucht gelegen, hielt er Einkehr, schaute um und in sich, sichtete die zahllosen Eindrücke, und leider nur selten erhob er sie mit dem Zauber seiner Dichtersprache ins Zeitlose, in das der Begnadete selber am 16. März 1940 eingehen durfte, zur gleichen Stunde, wie die hochtalentierete Erzählerin nordischer Märchenwelt, Selma Lagerlöf.

Werke

Fridolin Hofers Ernte ist nach außen hin gesehen bescheiden: im ganzen sind es kaum zwei und ein halbes Hundert Gedichte, die auf 5 Bändchen verteilt in den Jahren 1907—1930 veröffentlicht wurden und in den Buchhandlungen Luzerns heute noch erhältlich sind. Naheliegend und doch nicht ganz zutreffend wäre die Vermutung, der dichterische Quell sei Hofer spärlich geflossen. Es sei zugegeben, daß er kein Vielschreiber war und sich folgerichtig von Gelegenheitspoesie fernhielt. Sinn für das Gültige und Pflichtgefühl gegenüber dem dichterischen Auftrag legten Hofer zahlreichste Streichungen nahe und beeinträchtigten weit mehr als alles andere eine sogenannte «reiche Ernte». Was nach Thema und Stimmungsgehalt nicht eigenständig, in der Form nicht ausgewogen war, fand keine Gnade. Hierzu ein Passus aus der Korrespondenz des bald 40-jährigen: «Es lagen zwar vor meiner Abreise nach Italien bereits etwa 100 Gedichte fix

und fertig vor — zu ergänzen: die später samt und sonders weggestrichen wurden — leider fast alles tastende Versuche, ohne jedwede Eigenart und noch ganz im Banne goethescher und eichendorffscher Poesie stehend.»

«Stimmen aus der Stille» (1907) heißt Hofers erste Gedichtsammlung, «Im Feld- und Firnelicht» (1914) die zweite, an die sich 1918 der Band «Daheim» reiht, 1924 gefolgt von den «Neuen Gedichten», die 1930 im 5. Bändchen als «Festlicher Alltag» ausklingen.

Inhaltlich ist die Mehrzahl der Gedichte bestimmt durch die Naturnähe bäuerlichen Seins. Beseeltes und Unbeseeltes werden dichterisch geschaut, die Arbeit des Landmanns der Vergänglichkeit entrissen, der Tages- und Jahresablauf mit unserer Innenwelt in Verbindung gebracht und zarte Naturstimmungen nachempfunden. Der Mensch nimmt keinen vordringlichen Platz ein, wie könnte er auch in Anbetracht von Hofers freigewähltem Einsiedlertum! Sehr selten nur wird ein Ding an sich und um seiner selbst willen behandelt. Vielmehr werden nach dem ersten Aufruf Bezüge aufgedeckt, die von der Einzelerscheinung ins Weltweite, Zeitlose führen. Als Erläuterung des Gesagten diene der 8-zeiler «Vor der Ernte», insbesondere noch darum, weil sich darin der Weg der poetischen Durchgestaltung von der lapidaren Tagebuchnotiz zum göltigen Gedicht genau verfolgen läßt. Die Eintragung stammt aus dem Jahr 1913 und hat nachstehenden Wortlaut: «Gebeugte Aehren schon hier und dort, die nicht mehr von jedem Lufthauch sich schaukeln lassen, sondern gar pietätisch im Winde schwanken, wie auch die Gesegneten unter den Frauen im Gegensatz zum leichten, elastischen Gang der Mädchen, ernst und gemessen dahinwandeln». Halten wir den Inhalt der Naturbeobachtung fest und vergessen wir im weitem nicht, daß dieses Geschehen mit dem Hinweis auf das menschliche Verhalten in Bezüge von hoher Symbolkraft hineinragt. Und nun stellen wir das 11 Jahre später veröffentlichte Gedicht zum Vergleich daneben.

Vor der Ernte

Die Aehren gilben. Der warme Halm
haucht flimmernd seinen Sommerpsalm:

Wir tragen in Sonnenglut und Glast
von Segen eine süsse Last.

Die schlank und hoch gewachsen sind,
wir wiegten wie Mädchen uns einst im Wind.

Nun frommt uns gesegneter Frauen Tun —
Wir beugen uns leis und ruhn!

(aus «Neue Gedichte»)

Es kann uns nicht entgehen, daß sie zwar beide thematisch gleich sind. In der dichterischen Version indessen wird nicht allein das Objekt sachlich noch genauer gefaßt; es wird darüber hinaus beseelt; es spricht und reflektiert, wird menschlichen Handelns fähig, ja, es nimmt den Wandel vom Gegenständlichen zum Symbol selber vor. Zudem ist die stilistische Durchgestaltung nunmehr vollkommen, die Stimmung verhalten, kurz Form und Inhalt sind sich gemäß.

Aus der Geborgenheit ländlicher Stille schaut unser Einsiedler auf Wiesen und Aecker; er staunt hinaus zu den fernen Gipfeln, den mächtigen Zeugen uralten Geschehens. Frühlingsweiden, Sommerglut und fruchtschwerer Herbst legen den Zauber des Wunderbaren um seine kindliche Seele. Ist es da nicht naheliegend, daß die Naturlyrik im Vordergrund steht, allzu weit vorne, meinte der Dichter in einem Brief an Süß: «Die Naturlyrik ist darin viel zu reichlich vertreten, während doch der Mensch und sein Geschehen in der Dichtkunst wie in der Malerei und Skulptur der hauptsächlichste und vornehmste Gegenstand der Darstellung sein sollte. Warum dieser Überschuß dieser «Marke»? Aus dem einfachen Grund, weil der Einsiedler zwar mit der Natur in einem, ich darf wohl sagen, intimen Verhältnis steht, aber mit den Menschen selten in Berührung kommt». (6. 5. 1910). In den Stimmungsgedichten, wie sie gemeinhin genannt werden, vermögen wir sein reines Gemüt am ehesten zu begreifen. Da schwingt das Geheimnis ursprünglichen Werdens nicht allein im Dichter auf; selbst der Leser vermag sich einer gewissen Ergriffenheit kaum zu entziehen. Wer könnte der übersprudelnden Lebensfreude des «Frühlings in der Schwand» widerstehen, wer die leise Wehmut nicht mitempfinden, die uns «Novemberstimmung» entgegenhaucht?

Ein Irrtum wäre es zu glauben, unser Luzerner frönte in weltferner Abgeschlossenheit romantischer Sentimentalität. Ganz im Gegenteil! Wenn Not am Mann war, wußte er tüchtig zuzugreifen. Bis ins Alter wagte er sich auf hohe Bäume, brachte duftiges Heu unter Dach

und reichen Ackersegen in den Keller. Das Motiv des Pflügens, der Aussaat und der Ernte greifen demnach naturgemäß tief in Hofers Leben ein und sind somit aus seinem dichterischen Weltbild nicht wegzudenken. Und wie zu erwarten steht, kann auch in diesem Zyklus bäuerlichen Tuns sich nichts in der reinen Beschreibung erschöpfen. Vielmehr wird auch hier die Episode zum Gleichnis für Überzeitliches. Mit Kraft und doch geheimnisumwoben vollzieht sich der angetönte Entwicklungsvorgang im Gedicht.

Spätes Pflügen

Frühdämmerung umgarnt die Welt.
Unter aschfahlen Himmelsbogen
Mühsam, schwer
Stößt ein Pflug noch durch herbstliches Feld.
Dicht und dichter der Nebel fällt;
Nun seh ich kein Land mehr; ich schaue ein Meer:
Pechschwarze, starrende Flut — die Schollen,
Der Pflug — ein Schiff,
Von wasserstampfenden Rossen gezogen,
Und manchmal geht durch der Dämmerung Wehen und Wogen
Wie unterirdisch ein Schüttern und Rollen
Als streife das Fahrzeug ein Felsengriff.

(aus «Feld- und Firnelicht»)

Die Kräfte des Ursprungs: der Wind, der Regen, das Wasser und die Erde halten den Landmann gefangen und setzen seinem Tun Richtung und Grenze. Wer sich von einem dieser Urelemente abkehrt, aus eigenem Antrieb oder durch äußern Zwang, wendet sich vom Ursprung ab. Hofer hätte sein eigenes Ich verleugnet, hätte er nicht die bäuerliche Lebensform die einzig richtige genannt. Unheilvoll mußte ihm jede Naturferne an sich sein. Angst, Fluch und Verfassung erwarten den Städter, den Fabrikarbeiter. Zutiefst verwundete es ihn in der Seele, das Elend des Industrieproletariats; mit ihm fühlte er sich in der Menschenwürde verletzt, dem Elend preisgegeben, wie aus zahllosen Gedichten deutlich hervorgeht. Im Sonett «Bauer in der Weltstadt» gibt Hofer dem Gefühl der Heimatlosigkeit poetische Dichte, und anderswo betrauert er in der Klage einer Bäuerin die Selbstverleugnung eines jungen Landmannes, der sich mit

einem Stadtmädchen verbindet; dann wieder faßt ihn das Grauen vor dem Elend der Mietskasernen und sofort. Die Bilder sind nicht selten von packender Kraft und zeigen in schicksalshafter Verknüpfung das verhängnisvolle Verderben auf, so in

Menschenrümmmer

Vom Lande, wo in Tälern die Saat
Und die Alpe grünt unter Bergeskuppen.
Komm ich zu einer Vorstadt verfallenden Schuppen,
Umlungert vom ärmlichsten Proletariat:
Menschenrümmmer, Elendsgestalten,
Die Männer abgelebt, abgezehrt,
Die Frauen vom Hunger versehrt
Und Kindergesichter, die Stirnen in Falten,
Mit dem Stumpsinn und stieren Blick der Alten!
Ihr Unglückseligen, die ihr gestorben seid
Lang vor der Zeit,
Daß euch die tiefste Erdennacht
Erbarmend umfinge
Und über eure Stätten, dem Boden gleich gemacht,
Die Pflugschar ginge!

(aus «Feld- und Firnelicht»)

Will sich Hofer damit bewußt gegen die industrielle Entwicklung auflehnen, ja, die konstruktiven Werte des technischen Fortschritts grundsätzlich in Frage stellen? Wenn dem so wäre, was hätte er uns heute noch zu sagen? Aber hat nicht er selber auf Reisen die Errungenschaften unseres Zeitalters als Wohltat empfunden, und wie lange hat er doch mit Gewinn in vornehmstem Großstadtmilieu verkehrt! Im Ernst kann von einer grundsätzlichen Verurteilung alles Nichtbäuerlichen kaum die Rede sein. Segen oder Fluch der Technik lagen auch für Hofer folgerichtig und ausschließlich begründet in unserem Verhältnis zu ihr. Dem gegenüber ist bäuerliches Tun an sich heilsam, weil gottgewollt.

Es hieße denn auch mit Absicht Wesentliches übersehen, wollte man in Hofers Lyrik die stark religiöse Komponente nicht erkennen. Frömmigkeit ist für ihn ein Wesenszug des Landmannes schlechthin. Sie erst gibt all seinem Bemühen Sinn. So kommt es, daß aus dem oben erwähnten intimen Verhältnis zur Natur heraus selbst die har-

te Arbeit zum Gebet wird, das Erwachen des Tages zum feierlichen Lied, zum Psalm sich erhebt und der Mensch dem Halm und dem Falter verschwistert sich fühlt. Die Einheit in der Liebe Gottes ist das Grundthema, das er in der «Franziskanischen Strophe» mit ergreifender Schlichtheit besingt.

Franziskanische Strophe

Und ob ich verschwistert mich fühle dem Grashalm, dem Falter,
bedacht hast Du mich mit wunderbaren Gewalten:
Ich brauche nur einen Stein in der Hand zu halten,
so wandelt er sich zum Vogel und singt Dir, Herr, einen Psalter.

«aus «Neue Gedichte»)

Es hieße Hofers Größe verkennen, wollte man in unserer knappen Würdigung eine umfassende Darstellung seines Schaffens sehen. Er malt mit reicherer Palette, schaut mit durchdringenderem Auge, begreift mit weiserem Verstand und liebt aus reinerem Herzen als dies eine fremde Zunge über ihn zu sagen vermöchte.

Rang

Fr. Hofer ist, wie gesagt, durchaus kein Frühreifer. Mit über 40 Jahren erst stellte er sich der Welt als Dichter vor, auf der Höhe seiner Spannkraft, wie andere Schweizer vor ihm.

Vom Formalen her sind denn auch die «Stimmen aus der Stille» des 40-jährigen und «Festlicher Alltag» des 70igers wesentlich gleich: Motivgerechte Wahl des Wortes, stimmungsgemäßes Metron, das Reimschema dazu passend. Nichts ist zufällig, unbedacht hingeworfen; alles hundertmal überlegt, erprobt, zeugt es von der Hand des Meisters. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß Hofer schon im Seminar eine gewandte Feder führte, als Junglehrer unter dem Eindruck der deutschen Romantik sich im Dichten übte, sein Form- und Sprachgefühl an gereimten Übersetzungen von Manzoni, Monti und Redi verfeinerte, was ihn später nicht hinderte, die mühsam entstandene Elaborate samt und sonders zu vernichten.

Im Thematischen fällt die betonte Begrenztheit des Problemkreises auf. Allem voran und immer wieder erlebte er seine bäuerliche Welt, dann erst den Lebensbezirk seiner Jugendzeit und seltener, und

dies nicht ohne eine gewisse Verhaltenheit, den römischen Kulturraum und nur diesen.

Wie muß die frappante Vordringlichkeit des Heimatlichen bewertet werden? Ist sie Ausdruck eines Unvermögens, Fremdes sich zu eigen zu machen? Oder darf sie gelten als weise Beschränkung auf das, was seit Generationen in Hofer vorgezeichnet und über seinen Vater, der ein kunsthandwerkliches und musikalisches Talent war, sich in ihm sublim verdichtete? Das letztere trifft zu, nennt er sich doch in einem Brief an Probst Herzog nicht ohne Stolz Nachfahre eines alten Geschlechtes, das seit dem 15. Jhdt. urkundlich verbürgt sei. Für die weise Beschränkung auf das ihm Gemäße spricht auch im Bereich des Formalen der freiwillige Verzicht auf das Theater — obgleich er einmal als Librettist hätte engagiert werden sollen —, der Verzicht auf den Roman, die Novelle — wiewohl große Literaten ihn verschiedentlich auch gerne als Novellisten gelesen hätten, der Verzicht auf die Ballade, die Fabel, die er beide zwar anfänglich gepflegt, ihnen später indessen die Aufnahme in die Gedichtbändchen verweigert hat.

Achtenswerte Selbstdisziplin, die aber auch Gefahren in sich birgt. So ist es kein Zufall, daß Fridolin Hofer, im Gegensatz zu «Zyböri» in seiner engern Heimat kaum je volkstümlich gewesen ist, trotz Schillerpreis (1931) und Ehrenbürgerrecht von Meggen und Römerswil (1927). Wohl hat das in Deutschland erschienene «Im Feld- und Firnelicht» eine Auflage von 1700 Exemplaren erlebt; die Schweizer Verleger waren weit vorsichtiger und gaben sich mit halb so großen Auflagen zufrieden. Verkaufsziffern geben zwar in der Kunst selten ein verbindliches Maß ab für Qualität. Dies gilt vorab für literarische Erzeugnisse! Vergessen wir nicht, daß Kriegs- und Krisenjahre für Dichter, zumal für Lyriker, ungünstige Zeiten sind.

Ein weiteres bleibt zu bedenken: Hofer scheint sich im Stofflichen an bäuerlich-ländliche Kreise zu wenden; seine Sprache allerdings leistet und fordert Außerordentliches. Ausdrücke wie «Vließ, Fries, kindersäugende Wölfin» sind nicht jedem zugänglich und darum in einer volkstümlichen Dichtung zu meiden. Wer wüßte besser als er um diese Forderung, und reumütig bekennt er: «So ist der oft gehörte Vorwurf, für das gemeine Volk seien meine Gedichte viel zu schwer, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Aber «i vermag mi nüd!» (F. H. an A. F. Herzog 17. 4. 1916).

Seine Bilder fügen sich nicht in das vertraute Sortiment ländlicher Idylle, von einschmeichelnden Sentimentalitäten ist nirgends die Spur. Selbständig im Nehmen, eigen im Geben, zwingt er uns ein Bedeutendes an Einfühlungsvermögen ab.

Und schließlich gesellt sich zu dieser kunstvollen Sprache eine Besonderheit der Transfiguration: Gegenstände aus dem bäuerlichen Alltag, ein Pflug beispielsweise, haben beim ersten Aufruf bloßen Sachwert, wandeln sich aber im Laufe des Gedichtes zum Symbol, das in weltweite Zusammenhänge hineinragt, in Bezüge, die oft erst bei wiederholter Lektüre offenbar werden. Es sei hier als Beispiel für viele an «Spätes Pflügen» aus «Feld- und Firnelicht» erinnert. Diese Geisteshaltung führt zu einer strengen Prägnanz der Sprache und einer besonderen Dichte der poetischen Schau, so daß das Gold nur selten an der Oberfläche liegt. Populär wird aber nur, was dem Verstand leicht und mühelos eingeht. Hofer hat sich dem Volk sehr verbunden gefühlt, einer wohlfeilen Volkstümlichkeit aber frönte er nie: «Dazu bin ich bei aller Bescheidenheit, viel, viel zu stolz» (F. H. an Süß 12. 9. 1916).

Kein Zweifel, für die breite Masse sind seine Sachen zu fein. Anspruchsvollen Lesern nur, vorab musisch Begnadeten, ist es gegeben, zu Hofers Lyrik Zugang zu finden. So weckt es kaum Erstaunen, wenn in der Schweiz namhafte Dichter als erste unserem Luzerner verdiente Anerkennung zollten. Meinrad Lienert empfand die wunderschöne Umwelt als passenden Rahmen zu Hofers feiner Innenwelt. Anderthalb Dezennien zuvor beglückwünschte ihn H. Federer, hierzulande der eigentliche Entdecker und unermüdliche Förderer seiner Kunst, zum Opus «Im Feld- und Firnelicht»: «Aber heute muß ich nun doch wenigstens mit zwei Sätzen Ihnen für das schöne, innen und außen köstliche und seelenvolle Buch danken und zu dem neuen, innigen, poetischen Niederschlag Ihres intimen Denkens, Fühlens und Schauens gratulieren» (7. 1. 14). Anna Richli bereicherte sich am Inhalt seiner Poesie und C. Spitteler fand an den ungewöhnlichen Reimen Gefallen. Aus Österreich endlich gratulierte ihm begeistert Enrica Handel-Mazzetti: «Lassen Sie mich Ihnen die Hand drücken für das wunderschöne, die Höhe Ihrer Kunst offenbarende Werk» (23. 7. 20).

Adolf Frei, Emil Ermatinger, Robert Faesi und weitere kritikfreudige Literaturdozenten aus Zürich, der kürzlich verstorbene

Gottfried Bohnenblust in Genf und die schweiz. Autorität in Fragen der zeitgenössischen Lyrik, Prof. Nadler aus Freiburg, hielten mit anerkennenden Worten nicht hinter dem Berg.

Angesehene Zeitschriften beider Konfessionen des In- und Auslandes warben um Hofers Gunst. Prof. Zollinger und Carl Seelig bemühten sich um seine Beiträge für die bedeutendsten Zürcher Tageszeitungen. In unserem engern Raum lieh er seine Gaben gelegentlich dem «Vaterland» und dem «Kompaß».

Es ist bekannt, daß man sich in unsern Breiten nur zögernd dazu bequemt, am eidgenössischen Poetenhimmel neue Gestirne aufleuchten zu lassen. Tatsächlich sind es Feuilleton-Redaktoren ausländischer Zeitschriften, die lange vor uns sich für Hofers Musenkinder in hohem Maße interessieren. Aus Piesport sagt ihm Joh. Mumbauer Dank für Beiträge zur «Standarte». «Wollen Sie mir auch künftige neue Gedichte jeweils zur Auswahl vorlegen» ersucht ihn Carl Muth vom «Hochland». Thrasolt aus Trier wirbt um Hofers Gunst für die «Efeuranken» und «Das heilige Feuer», Prof. Kosch bittet um einige Gedichte für den «Wächter» in Graz. Prof. A. Oehl von der «Literarischen Warte» nimmt schon im Jahr 1903 trotz kolossalen Vorrates an Poesien alle 5 eingereichten Gedichte unseres Lyrikers auf und meint dazu «das dürfte Ihnen die beste Kritik sein» (4. 2. 03). Auch der «Gral» will seine Mitarbeit nicht missen.

Fast ohne Zahl sind die Anthologien zeitgenössischer deutscher Lyrik, die unseres Dichters ehrend gedenken. Erwähnt seien in diesem Zusammenhang nur Oehls «Montsalvat», Faesis «Anthologia Helvetica», die «Moderne deutsche Lyrik» von Benzmann und endlich von Lang ausgewählt und bearbeitet «Die Schweizer Lyrik der Gegenwart». Überdies dürfen die vielfachen Ehrungen, die ihm zu Lebzeiten zufielen, verstanden werden als Dankesbezeugung eines ausgesuchten Kreises von Freunden, die sich beim begnadeten Lyriker in Schuld wußten. Der tatkräftigste Förderer war sein intimster Freund und literarischer Berater, Xaver Süß, Sek.-Lehrer in Gisikon. An regionalen und kantonalen Lehrertagungen, in kritischen und biographischen Beiträgen, unermüdlich, während nahezu 4 Jahrzehnten, streute der Eiferer die dichterischen Gaben seines Freundes unter das Volk. Zu verschiedenen Malen ließen Paul Kägi, Oskar Eberle und andere die Stimme des Einsiedlers vom Römerwiler Berg über die Aetherwellen strahlen. An die 30 Vertonungen seiner Gedichte lie-

gen vor, aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts von Walter Lückhoff, Konrad Huber, Pater Franz Huber, Heinrich Bühlmann und Tochter, Ignaz Kronenberg, Herbert Thienemann und aus neuester Zeit Dir. Max Lienert und Benno Ammann.

Der scharfsinnige Carl Seelig zählt Hofer nicht zu Unrecht mit Leuthold zu den ersten der Schweizer Lyrik. Dem Zürcher ist unser Luzerner sowohl im Formalen wie in der Empfindungstiefe zum mindesten ebenbürtig. Ein Vergleich von Leutholds «Waldeinsamkeit» oder «Blätterfall» mit Hofers «Herbstmorgen» und «Paracelsus Waldlied» bestätigen dies.

Ort

In Übereinstimmung mit vielen Literaten erachten wir eine geistige Standortsbestimmung für Hofer als recht schwierig. Wer darf als sein «spiritus rector», wer als sein Sprachmeister gelten? In seiner Bücherei herrscht die Literatur der letzten 150 Jahre vor. Die verschiedensten Geistesrichtungen sind darin vertreten: Naturalisten wechseln mit Symbolisten und Mystikern. Storm und Stifter gesellen sich zu Ibsen und Gerhard Hauptmann, Spitteler kommt zu Hölderlin zu stehen, selbst Rilke darf bei den Auserwählten nicht fehlen. Typischerweise beanspruchen neben den klassischen Shakespeare, Cervantes und Dante der volksverbundene Burns, der Sprachmeister Stendhal und Pascoli, der Meister der italienischen Romantik, ihren Platz in Hofers Regalen.

Anni Herzog suchte 1931 im «Wächter» nachzuweisen, daß Hofer in hohem Maße der Romantik verpflichtet sei: «Dieses Romantisieren, das im Lebendigmachen und Persönlichmachen besteht, das Scholle, Baum und Blume nicht als seelenlose Organismen behandelt, gehört zu Hofers intimster Kunst...» Der länderkundige Einsiedler von Ludigen würde kaum Einspruch erheben, wollten wir sein Fern- und Heimweh als romantische Wesenszüge deuten. Er selber äußerte sich zu einem Amtskollegen im Hinblick auf seine vorzeitige Entlassung, daß sie ihren Grund «sowohl in der geschwächten Gesundheit als in dem durch die Lektüre der Romantiker genährten Drang in die Ferne hatte. Merkwürdig immerhin, daß nach all dem Schönen, das meine Augen unter südlicher Sonne geschaut, sich die Sehnsucht nach der Heimat einstellen konnte, bis sie schließlich daheim die volle Genüge fand» (F. H. an Abt 18. 9. 39).

Nach Dr. Franz Jenni («Vaterland» 30. 10. 1931) liegt Hofers Ethos hauptsächlich in einer echten Gottgläubigkeit begründet und Prof. Berster aus Schlettstadt schließt sich dieser Auffassung an, wenn er schreibt: «Ein priesterlicher Dichter sind Sie doch» (I. I. 38). Hofers Berührung hierin mit Ernst Thrasolt, dem deutschen Schöpfer geistlicher Hymnen, ist offensichtlich.

Drang in die Ferne und Heimweh, Personifizierung des Gegenständlichen und Religiosität, alles Wesenszüge, die Hofer dem Kreis um Eichendorff und Uhland zuweisen. Ein verspäteter Romantiker also?

Beim Studium der Textvarianten tritt indessen eine Haltung zutage, die eher dem Realismus nahesteht. So kommt als Farbe für den Adler nur braun in Frage, heißt das Tier doch «aquila fulva». Andernorts bezweifelt er die Richtigkeit der Wendung «der Boden erklingt seltsam, geheimnisvoll, unter dem Tritt eines Schülerleins». «Kommt sie Dir unwahrscheinlich vor? fragt er Süß. «In diesem Fall muß ich sie halt ändern... denn: die Wahrheit über alles!» (F. H. an X. Süß 9. 8. 1913). Auch will uns dünken, daß die Verherrlichung der Dreschmaschine und vor allem die Vision des Industrieproletariates in «Menschentrümmer» vielmehr dem Realismus eines Emile Zola nahekommen.

Ob wohl das Formale Eindeutigeres aussagt? Es scheint da eine auffallende Wesensverwandtschaft mit Stefan George vorzuliegen. Beide zeichnen sich aus durch die häufige Verwendung des freien Rhythmus. Dazu äußerte sich der 52-jährige Luzerner folgendermaßen: «Ein Hinweis auf meine Vorliebe für freien Rhythmus würde den Leser gewiß leichter mit den unregelmäßigen Strophen in «Gesegnet» versöhnen, wenn er wüßte, daß die moderne Lyrik die Wiederkehr des gleichen Strophenmaßes gern als Schablone empfindet. Soweit gehe ich freilich nicht» (F. H. an X. Süß 30. 12. 1913). Überdies zeigen sich die zwei in der Belebung der unbeseelten Welt oft auffallend gleichgestimmt; oder haben beispielsweise Begriffsverdichtungen wie «perlendurchzittertes Gras» oder «lebenatmendes Licht» bei Hofer nicht eine frappante Ähnlichkeit mit Georges «reifebeginnenden Beeren» und «froherwachten Äckern»? Der scheue Sänger von Ludigen ein Symbolist also? und wenn ja, wie ließen sich allein vom Rhythmischen her seine volkstümlich schlichten Reime in dieses Schema einfügen?

Romantiker, Realist oder Symbolist, was soll nun gelten? Wenn wir Fridolin Hofer gerecht werden wollen, so mögen wir ihn am ehesten verstehen als einen Repräsentanten des geistigen Umbruchs um die Jahrhundertwende, und zwar von betont alemanischer Prägung. Besser noch, wir anerkennen seine beachtenswerte Eigenständigkeit und sehen in ihm den form- und gedankenstrengen Kfinder bäuerlichen Seins, den empfindsamen Sänger zarter Naturstimmungen, den tief religiösen Freund seiner Mitmenschen. So will auch er sich und seinen dichterischen Auftrag verstanden wissen, das bezeugt der 6-zeiler.

Der Dichter

Schauend ergründen
die Wunder des Seins,
Göttliches künden,
Herzen entzünden
und liebend verbünden —
Fiel wem ein besseres Los als meins?

(aus «Neue Gedichte»)

Abschließend sei mir gestattet, daß ich meinen verbindlichsten Dank ausspreche den Verwandten des Dichters und seines Freundes X. Süß für bereitwilligste Einsichtnahme in Hofers Briefwechsel und Kollege Dr. G. Boesch für wertvolle Mitarbeit bei der Sichtung des umfangreichen Materials.

*Unveröffentlichtes aus F. Hofers Tagebüchern
und Korrespondenz*

«Der Ausweis»

Will einer über die Reitkunst schreiben,
So zeig er erst, ob er reiten kann,
Sonst laß er's in Gottes Namen bleiben. (1925)

Natur- und Volkslieder haben das Gemeinsame, daß die Namen ihrer Autoren der Vergessenheit anheimfallen. (1915)

Mit Gedichten verhält es sich ähnlich wie mit Frauen:
einem gefällt die, dem andern jene und einem dritten gar keine. (1915)

Wie geläufig uns der Ausdruck «Mann Gottes» auch sei, so erinnere ich mich nicht, daß einer je von einer «Frau Gottes» gesprochen hätte. (1915)

Mit dem lieben Gott sollst Du nicht streiten. Du würdest immer verloren
Spiel haben, weil er ungesehen Deine Karten durchschaut. (1915)

Das nenn ich fromm sein, wenn einer erwachend Gott um Verzeihung
bittet, weil er einen wüsten Traum hatte. (1915)

Es gibt Menschen, die sich selbst erniedrigen, um erhöht zu sein. (1915)

«Zum neuen Jahr»
Möge Gott den andern bescheren
Freuden und Feste!
Für sich selber nichts begehren,
halt ich fürs Beste. (1. 1. 1931)

Widmung

Weil mir die Geige teuer ist, schenk' ich sie Dir.
Denn liebliche Klänge schlafen in diesem Gehäuse.
Wohlan, so nimm den Bogen und musizier
Und vertreibe damit aus dem ganzen Quartier
die Mäuse! (an X. Süß, ohne Dat.)

Reiseerinnerung

In Nürnbergs Bratwurstglöcklein
Da ist für Schmauser ein gutes Höcklein.
Hab' selber dort mit reinem Gewissen
Ein Würstlein in tausend Stücke gerissen
Und mich — die Nachwelt soll es wissen —
Des Trunks dabei für zwei beflissen.
(an X. Süß 2. 12. 1918)

(Die nachstehenden drei Gedichte wurden nur im Kalender «Heimatland», Hochdorf in den Jahren 1911—13 veröffentlicht).

Eschenbach

Ein Kloster überragt von Turm und Zinnen!
Der Friedhof hoch in Dorfes Mitten innen
So gar nicht schreckhaft: Von den Marmorsteinen
Haucht feierlich verklärt ein mildes Scheinen,
Das seltsam sich vermischt mit windverwehten
Gesängen und der Nonnen leisem Beten.
Das wandert feiernd mit, indes du sinnend
Vorbei an Gärten gehst, das Feld gewinnend.
Jetzt hörst du ferne noch der Schmiede Hämmern
Und siehst die Giebeldächer schon verdämmern
Und dich grüßt, längst durch Berg und Tal geschieden,
Im Traum noch jenes Dorfes großer Frieden. (1911)

Der Schlittler von Retschwyl

Hell von Hitzkirch das Glockenspiel,
Zum Amt ruft's über Land.
Was zögern drüben in Retschwyl
Die Leute noch am Strand?

Im Morgenduft kristallklar lockt
Die eisgefrorne Bahn;
Doch fragend zaudert man und stockt:
Wer wagt's und geht voran?

«Ich!»lacht es hell vom Schlitten da,
Als ging's in Lust und Scherz
Zu Liebesspiel und Hopsassa:
«Mir nach mit Hand und Herz!»

Der spitze Stab in jeder Faust
Schlägt Splitter aus dem Eis,
Und Ruck auf Ruck der Schlitten saust,
Als gelt' es einen Preis.

Als gelt' es einen Ehrenpreis —
Mit eins Gekrach und Knall!
Risch! hinterm Schlittler birst das Eis
Mit jedem Stoß und Prall.

Mit jedem Stoß, daß Gott erbarm,
Springt auf ein nasses Grab
Die Angst durchzuckt den starken Arm,
Der sausend schwingt den Stab.

Und immer bricht's und dröhnt und schwankt
und rast der Schlitten fort.
Da — und die Hoffnung keimt und rankt —
Rückt näher Strand und Bord. —

Im Gotteshaus, weihrauch-durchweht,
Kniet einer in der Bank;
Dem ist noch tief im Dankgebet,
Als ob der Boden schwank'.

Er wandelt, wie die Predigt aus
Und Amt und Orgelspiel,
Todblaß, hübsch fern — vom Wassergraus
Hinüber nach Retschwyl. (1912)

Am Biwakfeuer (Anno 1812)

Ein Biwakfeuer in Nacht und Eis,
Davor zwei Kriegsgesellen!
Blut sickert aus ihren Wunden leis
Wie sterbend verrieselnde Quellen.

Ein Hauptmann teilt mit dem Grenadier
Den letzten Schluck der Flasche;
Dann schauen sie stumm, dann schauen wie stier
Die Beiden in Glut und Asche.

Das Biwakfeuer verloht, verlischt,
Derweil vier Augen verflackern,
Der Sturmwind stöhnend die Wälder drischt
Und Wolken den Himmel durchhackern. —

Der Morgen zuckt auf aus dem Nachtquartier
Mit blutigrotem Geflimmer.
Der Hauptmann und sein Grenadier,
Die schlafen und schweigen für immer. (1913)

Vertonungen von Hofer-Gedichten

(in Ergänzung zum Verzeichnis in Diss. Dr. Fr. Bachmann)

Dir. Hr. Bühlmann	«Volkslieder»	(f. Solostimme, Geige und Klavier)
Frl. Nina Bühlmann	«Daheim»	(f. Solostimme und Klavier) 1940
Walter Lückhoff	«Eidg. Weckruf»	(f. Männerchor) 1916
Konrad Huber	«Kirschbaum i/Blüte»	(f. Solostimme und Klavier)
	«Die Weiden»	(f. Solostimme und Klavier)
	«Schneelied»	(ibid.)
	«Stunden»	(ibid.)
	«Daheim»	(ibid.)
	«Unter Apfelblüten»	(ibid.)
	«Weit, weit dahinten»	(ibid.)
	«Im Mondlicht»	(ibid.)
	(alle für Liederabend vom 6. 9. 1921 in Wien)	
Dir. M. Lienert	«Fernblick ins Seetal»	(Knabenchor) 1957
	«Frühling i. d. Schwand»	(Jodelchor) 1959
Benno Ammann	«Die Firne»	(f. Männerchor) vor 1960
	«Die Bergnähe»	(f. gem. Chor) vor 1960
	«Regenlied»	(f. gem. Chor) 1961